

SWR2 Wissen: Aula

Wandel statt Vielfalt – So verändert sich die deutsche Sprache

Von Werner Schäfer

Sendung vom: Sonntag, 10. April 2022, 8.30 Uhr

Redaktion: Ralf Caspary

Produktion: SWR 2022

Gerade im Zuge von Corona haben sich fremde Wörter in das Deutsche eingefügt, „boostern“ oder „Lockdown“ sind Beispiele. Schon befürchten Kritiker, die deutsche Sprache werde unterwandert – mit Recht?

Bitte beachten Sie:

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

SWR2 können Sie auch im **SWR2 Webradio** unter www.SWR2.de und auf Mobilgeräten in der **SWR2 App** hören – oder als **Podcast** nachhören.

Die SWR2 App für Android und iOS

Hören Sie das SWR2 Programm, wann und wo Sie wollen. Jederzeit live oder zeitversetzt, online oder offline. Alle Sendung stehen mindestens sieben Tage lang zum Nachhören bereit. Nutzen Sie die neuen Funktionen der SWR2 App: abonnieren, offline hören, stöbern, meistgehört, Themenbereiche, Empfehlungen, Entdeckungen ...

Kostenlos herunterladen: www.swr2.de/app

MANUSKRIFT

Anmoderation:

Mit dem Thema: „Wandel statt Verfall – So verändert sich die deutsche Sprache.“ Am Mikrofon: Ralf Caspary.

Das Deutsche ist lebendig und stark und zeigt keine Anzeichen des Verfalls. Oder doch? Schließlich wandern gerade im Zuge von Corona lauter fremde Wörter ein, „boostern“ oder „Lockdown“. Und schon mehren sich Stimmen, die rufen: Achtung, die deutsche Sprache befindet sich in einer Krise, sie wird unterwandert.

Doch das ist falsch: Anstatt zu verfallen, befindet sich die deutsche Sprache im permanenten fruchtbaren Wandel, der ihr das Überleben sichert. Das sagt der Trierer Sprachwissenschaftler Dr. Werner Schäfer.

Werner Schäfer:

„In fünfzig Jahren gibt es kein Deutsch mehr“. Diese düstere Prophezeiung stammt nicht etwa von einem Deutschen, sondern von einem Ägypter, einem jungen Mann, der an der Kairoer Universität Germanistik studiert hatte und nun deutsche Touristen durch sein Heimatland führte. Das Deutsche war für ihn, angesichts des Ansturms der Anglizismen, dem Tod geweiht.

Diese Prophezeiung hat ein Manko: Sie ist bereits zwanzig Jahre alt. Dem Deutschen blieben jetzt also nur noch dreißig Jahre bis zum Untergang. Aber danach sieht es nicht aus. Das Deutsche ist stark und lebendig und zeigt keine Anzeichen des Verfalls. Und es wird auch in dreißig Jahren noch stark und lebendig sein.

Aber: Wie können wir da so sicher sein? Die Sprachwissenschaft ist vorsichtig mit Prognosen über die Zukunft der Sprache. Es ist schwer genug, etwas Schlüssiges über die Vergangenheit oder die Gegenwart zu sagen, von der Zukunft ganz zu schweigen. Aber in diesem Falle können wir mit Gewissheit sagen, dass diese Prophezeiung, wenn man einmal von einer Naturkatastrophe kosmischen Ausmaßes absieht, nicht eintreten wird.

Warum nicht? Da ist zunächst einmal die schiere Zahl von Sprechern des Deutschen. Es dürften um die 100 Millionen sein, die meisten davon Muttersprachler. Nun könnte man einwenden: Was ist das schon im Vergleich zum Arabischen, zum Spanischen oder gar zum Chinesischen? Aber als Maßstab sollten nicht andere Sprachen herhalten, sondern das Deutsche selbst. Seine Vergangenheit. Noch nie hat Deutsch so viele Sprecher gehabt wie heute, nicht einmal in der Zeit der größten Ausdehnung der deutschen Reiche. Das Deutsche ist also stark schon aufgrund der Zahl seiner Sprecher.

Wichtiger als die schiere Zahl der Sprecher ist aber der Gebrauch des Deutschen. Deutsch wird auf der Straße, beim Bäcker, an der Bushaltestelle gesprochen, bei der Familienfeier,

im Schwimmverein, in Diskotheken, unter Hobbygärtnern und Bastlern, in Gewerkschaften, Kirchen, Parteien, im Parlament und vor Gericht, in der *Sportschau* und in der *Tagesschau*. Noch wichtiger: Deutsch wird nicht nur gesprochen, sondern auch geschrieben, in Zeitungen, auf Einkaufszetteln, auf Verkehrsschildern, in Parlamentsakten, auf Postkarten, auf Werbeplakaten. Und schließlich, und das ist von ganz zentraler Bedeutung: Deutsch wird unterrichtet, als Muttersprache, als Zweitsprache, als Fremdsprache. Und Deutsch ist Unterrichtssprache, für Geografie und Mathematik, für Buchhaltung und Technisches Zeichen, für Lesen und Schreiben, in der Fahrschule und in der Tanzschule. Damit hat das Deutsche die wichtigsten Trümpfe in der Hand, die eine Sprache nur haben kann: Schrift und Schule. Wir brauchen uns also über die Zukunft des Deutschen keine Sorgen zu machen.

Aber: Was für ein Deutsch wird das sein, in dreißig oder fünfzig oder hundert Jahren? Eine bis zur Unkenntlichkeit entstellte, degenerierte Abart des heutigen Deutsch? Nein, auch hier können wir gewiss sein, dass das nicht der Fall sein wird.

Natürlich wird sich die Sprache verändern. Das Deutsche unterliegt wie alle Sprachen dem Sprachwandel, und der weist, wie die britische Sprachwissenschaftlerin Jean Aitchison argumentiert, drei Merkmale auf: Er ist universell, d.h. keine Sprache ist von ihm ausgenommen, er ist kontinuierlich, d.h. der Prozess legt keine Pausen ein, und er ist unumgänglich, d.h. niemand kann ihn aufhalten, kein Politiker, kein Wissenschaftler, kein Sprachpurist. Was sich verändert und wie, das entscheiden wir, die Gemeinschaft der Sprecher. In diesem Sinne ist Sprachwandel eine zutiefst demokratische Angelegenheit, vielleicht die einzige.

Den drei genannten Merkmalen des Sprachwandels möchte ich noch ein viertes hinzufügen, eins, das unserer Intuition zunächst widerspricht: Sprachwandel ist, wie gesagt, universell, kontinuierlich und unumgänglich, aber er ist auch – langsam. Eine befremdliche These. Beobachten wir denn nicht überall und ständig, wie neue Wörter in die Sprache eindringen, wie junge Menschen sich anders ausdrücken als alte? Natürlich. Aber: Angesichts des Neuen neigen wir dazu, das Alte zu übersehen. Das Neue ist auffälliger. Aber das Alte überwiegt.

Das wird deutlich, wenn wir den Blick von den Wörtern weg auf den Satzbau richten, auf die Formenlehre, auf die Aussprache: Dort ist Sprachwandel viel schwerer zu beobachten, eben weil er langsamer ist.

Nehmen wir den Genitiv, diesen todgeweihten Kasus des Deutschen. Kein Mensch gebrauche heute noch den Genitiv, hört man. Kein Mensch? Das kann ich nicht bestätigen. Ich benutze ihn, meine Freunde und Kollegen benutzen ihn, die Autoren der *Aula* benutzen ihn, der Redakteur der *Aula* benutzt ihn und Sie, liebe Hörer, benutzen ihn vermutlich auch. Dass kein Mensch ihn benutze, kann man wirklich nicht sagen.

Dass auch der Genitiv dem Sprachwandel unterliegt, bleibt davon unberührt. Er steht in einigen Kontexten in Konkurrenz zum Dativ: *Marlas Vater* steht neben *der Vater von Marla*, *trotz des Wetters* steht neben *trotz dem Wetter*. Schon Thomas Mann bevorzugte nach *trotz* und *wegen* den Dativ. Möglicherweise verliert hier der Genitiv gegenüber dem Dativ

langsam etwas an Terrain, aber von seinem Tod kann wirklich nicht die Rede sein. Schon im 18. Jahrhundert wurde von Philologen diese Variation zwischen Dativ und Genitiv beobachtet – und beklagt. Und Prophezeiungen über den bevorstehenden Tod des Genitivs sind bereits aus dem 19. Jahrhundert überliefert. Vor 150 Jahren. Der Genitiv scheint einen sehr langsamen Tod zu sterben.

Variation ist das Stichwort, und die ist von beträchtlicher Bandbreite: *unseres Nachbarn Frau* konkurriert mit *die Frau unseres Nachbarn*, mit *die Frau von unserem Nachbarn* und mit *unserem Nachbarn seine Frau*, je nach Sprecher und Sprechsituation gebraucht. Alle haben ihre Berechtigung, ob uns das gefällt oder nicht.

Wer vom Niedergang des Genitivs spricht, muss den Nachweis antreten, dass es ihm früher besser ging. Wie war die Lage in der Vergangenheit, womit vergleicht man, wurde früher der Genitiv immer und von allen gebraucht? Wer wie ich seine Kindheit im Ruhrgebiet der Nachkriegszeit verbracht hat, weiß, dass dort der Genitiv in der Alltagssprache so gut wie unbekannt war. Aber nicht nur der Genitiv: Die meisten Sprecher kamen auch ohne den Dativ aus: *Dat sag ich dich nicht*. Und manchmal sogar ohne den Nominativ: *Dat is einen ganz Eingebildeten*. Was sprachgeschichtlich völlig normal ist. Der Akkusativ ist nämlich in der Regel der stärkste Kasus, nicht der Nominativ. Aus dem lateinischen Akkusativ, nicht etwa aus dem lateinischen Nominativ, haben sich die Substantive der romanischen Sprachen entwickelt. Das sieht man an Wörtern wie *ponte* oder *puente*, deren /t/ nicht von *pons* stammt, dem Nominativ, sondern von *pontem*, dem Akkusativ. Auch das ist also ein ganz normaler Fall von Sprachwandel. Im Übrigen haben sich die romanischen Sprachen ja nicht nur des Genitivs, sondern aller Fälle entledigt. Aber kaum jemand klagt darüber.

Wie ist es aber nun mit den viel verleumdeten Anglizismen? Verhunzen die unsere Sprache nicht? Dazu eine Vorbemerkung: Jedem bleibt es selbstverständlich überlassen, neue Wörter, und eben auch Anglizismen, zu mögen oder nicht zu mögen. Dass alle schön sind, wird wohl niemand ernsthaft behaupten. Dass ihr Gebrauch ärgerlich, nervtötend sein kann, zwanghaft, aufgeblasen, unnötig, auch das wird niemand bestreiten. Das haben sie aber mit Wörtern deutschen Ursprungs gemeinsam. Seit Jahren beobachte ich, wie zwanghaft jetzt aus jeder *Frage* eine *Rückfrage* wird, wie man etwas nicht *bald*, sondern *zeitnah* erledigen will, wie aus dem *Flugzeug* der *Flieger* geworden ist, wie sich bei Fernsehmoderatoren *an dieser Stelle schon mal* breitmacht, wie Politiker in einer Sache *unterwegs* sind, genauso wie die Tiefdruckgebiete im Wetterbericht. Und dann ist da *sozusagen*, ein Wort, das sich wie Unkraut vermehrt. „Ich habe sozusagen das Gefühl“, hieß es in einem Radiovortrag, „Das war sozusagen in Hoyerswerda“ in einer Radiodiskussion. Und dann ist da noch *Genau*, das Hochkonjunktur hat und neue Funktionen erobert, etwa als Bestätigung dessen, was man selbst gesagt hat, wie in diesem authentischen Zitat: „Ich bin die Sabine. Ich bin Studentin. Genau.“ Schön? Nötig? Elegant? Wohl kaum. Aber der Sprachwandel bringt auch Dinge mit sich, die uns nicht gefallen. Daraus folgt aber nicht, dass die Sprache vor die Hunde gehe. Sprecher haben eben manchmal das Bedürfnis, modern zu klingen, aktuell, und übernehmen, meist unbewusst, Sprachformen, die einfach *en vogue* sind.

Insofern ist an den Anglizismen also zunächst einmal nichts Ungewöhnliches. Aber wie ist es mit ihrer schieren Zahl? Auch da kann Entwarnung gegeben werden. Es gibt zwar viele, aber auch wiederum nicht so viele Anglizismen, wie wir meinen, und ihre Zahl ist in den

letzten Jahren eher stabil geblieben. Auch Anglizismen sterben aus oder verschwinden zumindest aus der Alltagssprache. Zu dem aktiven Sprachgebrauch meines Vaters gehörte noch *groggy*. Das ist jetzt so gut wie verschwunden.

Andere Anglizismen sind längst so sehr Teil des Deutschen geworden, dass sie gar nicht mehr als fremd wahrgenommen werden. Man muss nur lange genug warten, bis sie heimisch klingen. Die Brüder Grimm befanden in ihrem Wörterbuch: „Fällt von ungefähr ein fremdes Wort in den Brunnen einer Sprache, so wird es so lange darin umgetrieben, bis es ihre Farbe annimmt und seiner fremden Art zum Trotz wie ein heimisches aussieht.“ Veranschaulichen lässt sich das an dem Wort *Keks*, das im 19. Jahrhundert aus engl. *cakes* übernommen und so stark eingedeutscht wurde, dass man keinen Anglizismus mehr erkennt. Dass bei *Keks* dem englischen Plural, *cakes*, ein weiterer deutscher Plural hinzugefügt wurde, *Kekse*, was tautologisch ist, zeigt nur, dass sich die Sprache nicht an die Regeln der formalen Logik hält. Auch das ist Teil des Sprachwandels.

Es spricht also viel dafür, kühlen Kopf zu bewahren, auch wenn das Herz für die Sprache brennt. Der Kopf wird kühler, wenn man sich die Prozesse bei dem Import von Anglizismen genauer ansieht. Erstens: Es wimmelt zwar in einigen Bereichen nur so von Anglizismen, aber andere sind weitgehend frei davon wie das Rechtswesen oder die Religion.

Zweitens: Wie Lehnwörter aus anderen Sprachen, dringen auch Anglizismen nur sehr bedingt in unterschiedliche Wortarten ein: Die weitaus meisten sind Substantive. Dann gibt es, mit weitem Abstand, Verben und ein paar Adjektive, aber keine Präpositionen, Konjunktionen, Pronomina, Artikel usw.

Drittens: Wir übernehmen Anglizismen nicht einfach, sondern passen sie dem Deutschen an. Zum Beispiel *Computer*. Die Aussprache ist durchaus nicht englisch. *Computer* klingt anders als *computer*, in der Orthographie haben wir dem Wort einen deutschen Großbuchstaben verliehen, den das englische Wort nicht hat; was das Genus betrifft, haben wir aus dem englischen Neutrum ein deutsches Maskulinum gemacht: *der Computer*, und in der Morphologie tauchen Formen auf, die dem Englischen völlig fremd sind: *mit den Computern*. Mir scheint, das spricht eher für die Stärke der importierenden Sprache, für das Deutsche, als für die Stärke der exportierenden Sprache, für das Englische. Goethe formulierte: „Die Gewalt einer Sprache ist nicht, dass sie das Fremde abweist, sondern dass sie es verschlingt.“

Auch das Englische selbst hat über Jahrhunderte Wörter aus aller Herren Länder geborgt und ist damit spielend fertig geworden. Englisch ist immer noch Englisch, obwohl die Zahl der aus dem Französischen und Lateinischen geborgten Wörter ungleich größer ist als die, die wir aus dem Englischen entlehnt haben.

Auch das Deutsche ist stärker vom Lateinischen als vom Englischen geprägt. Wir haben in Laufe der Jahrhunderte Tausende von lateinischen Wörtern entlehnt und benutzen sie mit der größten Selbstverständlichkeit. Das gilt nicht nur für Abstrakta wie *Argument* oder *defensiv* oder *Frustration*, sondern auch für ganz alltägliche Dinge wie *Pflaume* oder *schreiben* oder *Küche*. Im Hausbau sind wir ohne das Lateinische verloren: *Mauer*, *Speicher*, *Pforte*, *Ziegel*, *Keller*, *Fenster* – alles Latinismen. Beim *Fenster* hat, wie bei dem

Computer, ein Genuswechsel stattgefunden: Aus *fenestra*, Femininum, ist *Fenster*, Neutrum geworden.

Auch im Staatswesen finden sich Latinismen ohne Ende: *Regierung, Koalition, Opposition, Minister, Präsident, Kanzler, Staat*, alles Latein. Dabei haben wir mit lateinischem Material Wörter geformt, die es im Lateinischen gar nicht gab oder die eine andere Bedeutung hatten, ein Phänomen, das beim Englischen oft beklagt wird – *Handy, Oldtimer, Public Viewing* – das aber im Lateinischen ohne Beanstandung durchgeht: *Referat, Visum, Alibi*.

Auch hybride Formen wie der viel verleumdete *Backshop* – der Deutsch und Englisch vermischt – sind sprachgeschichtlich ganz normal, wie am *Bioladen* oder am *Gastronomiebetrieb* zu erkennen ist, die ein deutsches Element mit einem griechischen bzw. lateinischen verbinden.

Der letzte Rückzugsort für Menschen, die in den Anglizismen den Untergang der Sprache sehen, aber dennoch aufgeschlossen erscheinen wollen, ist das Argument, sie hätten nichts gegen Anglizismen, wenn diese nötig seien. Aber was ist nötig? Wir haben im Deutschen unzählige Wörter, die nach dieser Berechnung „unnötig“ wären, nämlich Synonyme wie *weil, da* und *denn*. Da könnte man ja auch mit einem auskommen. Die Sprache würde aber ärmer werden, und viele feine Schattierungen könnten nicht mehr ausgedrückt werden. Es ist nämlich nicht so, dass Sprache aus vorhandenen Ideen besteht, die dann mit Wörtern ausgestattet werden, wie Schubladen, auf die man ein Etikett klebt. Die Sache ist komplizierter, Form und Inhalt stehen in einem wechselseitigen Verhältnis zueinander, und mit neuen Wörtern können auch neue Inhalte ausgedrückt oder alte Inhalte neu wiedergegeben werden. Synonyme bereichern die Sprache also, und das gilt auch für Anglizismen.

Etwa für das Wort *joggen*. Anfangs schien es so übermächtig, dass es *laufen* in Gefahr zu bringen drohte, aber jetzt hat es seinen Platz in der Sprache gefunden und steht als Alternative zu *laufen* zur Verfügung. Dabei hat sich eine feine Unterscheidung herausgebildet: Wer etwas auf sich hält, *läuft*. Läufer, die das Laufen als Sport betrachten, die regelmäßig laufen, sprechen vom *Laufen*. Sie sind *Freizeidläufer*, nicht *Freizeitjogger*, sie laufen im *Lauftreff* und nicht im *Joggingtreff*, sie nehmen an *Laufwettbewerben* teil und nicht an *Joggingwettbewerben*. Das *Joggen* ist die kleine Schwester des *Laufens* und wird jetzt meist benutzt für eine Fortbewegungsart, die irgendwo zwischen Laufen und Gehen angesiedelt ist. Kurioserweise nähert sich damit das Wort im Deutschen jetzt wieder seiner ursprünglichen Bedeutung im Englischen an.

Was folgt aus all dem? Auch wenn es „gute“ und „schlechte“ Fremdwörter geben mag – viele von ihnen bereichern die Sprache. Der ganz unverdächtige Hermann Riegel, ein Kunstkritiker und Sprachreiniger des 19. Jahrhunderts, der u.a. das fremde *Zigarre* durch *Rauchrolle* ersetzen wollte, sagte, dass er, vor die Alternative gestellt, alle oder keine Fremdwörter zu haben, lieber alle haben würde.

Doch kehren wir zum Sprachwandel an sich zurück. Wie verläuft der, welche Merkmale weist er auf? Das illustriert am besten ein Bild, ein Bild, das von dem Düsseldorfer Linguisten Rudi Keller in die Diskussion eingebracht wurde, das Bild vom Trampelpfad.

An der Universität Trier haben wir auf unserem Campus ein Beispiel dafür, das geradezu geschaffen ist, Sprachwandel zu veranschaulichen. Die Planer des Campus haben von einem Parkplatz aus einen Fußweg auf den höher gelegenen zentralen Innenhof geschaffen, ein Fußweg, der in leichten Windungen den Anstieg bewältigt, ein sanfter, bequemer Anstieg auf Pflastersteinen. Dieser Weg ist aber *nicht* der kürzeste. Man kann auch geradeaus über den Rasen laufen. Damit muss irgendwer einmal begonnen haben. Andere folgten diesem Beispiel, was man an dem etwas abgetretenen und vergilbten Rasen ablesen konnte. Immer mehr benutzten diese Spur, bis daraus ein Trampelpfad wurde. Der Rasen war jetzt ganz verschwunden. Es gab dann den einen oder anderen Versuch der universitären Gärtnerei, den Rasen zu flicken und die ursprüngliche Situation wiederherzustellen. Vergebens. Die Menge setzte sich durch, der Rasen verschwand, der Trampelpfad kam wieder zum Vorschein. Schließlich hatte die Uni-Leitung ein Einsehen und pflasterte den Trampelpfad. Der war jetzt quasi amtlich geworden und stand gleichwertig an der Seite des ersten Wegs.

Das ist Sprachwandel: ein Anreiz, ein paar Sprecher geben diesem Anreiz nach, es folgen immer mehr, es gibt ein paar Versuche, die Sache rückgängig zu machen, am Ende setzt sich die neue Variante durch.

Diesen Prozess des Sprachwandels illustriert auch ein anderes Bild, das Bild von dem Kreis, der sich um einen Straßenkünstler in der Innenstadt bildet. Anfangs ist der Straßenkünstler alleine, dann kommen zwei oder drei Zuschauer. Sie stellen sich in gebührendem Abstand auf, aber nur so weit entfernt, dass sie den Künstler noch gut sehen können. Dann gesellen sich weitere Zuschauer hinzu. Sie stellen sich an anderer Stelle auf, aber in demselben Abstand zum Straßenkünstler. Immer mehr Zuschauer werden angezogen, und zwar einerseits von dem Straßenkünstler, andererseits von den anderen Zuschauern. Am Ende bilden die Zuschauer einen perfekten Kreis, einen Kreis, zu dem alle beigetragen haben, ohne ihn schaffen zu wollen. Ein treffendes Bild für den Prozess des Sprachwandels.

Aber was bedeutet das konkret, auf die Sprache übertragen? Kann man die unübersichtliche Vielfalt neuer sprachlicher Formen auf einige wenige, klar definierte Motive zurückführen? Ja, das kann man, jedenfalls möchte ich eine solche Hypothese vortragen. Und die lautet, dass man alles, was Sprecher dazu bewegt, Neues zu produzieren, auf zwei wesentliche, und zwar gegenläufige Triebkräfte zurückführen kann: *Effizienz* und *Emphase*, also das Bedürfnis, mit möglichst wenig Aufwand zurechtzukommen – Effizienz – und das Bedürfnis, Nachdruck zu verleihen – Emphase. Sie sind gegenläufig insofern, als Effizienz zu kürzeren, Emphase zu längeren Formen führt.

Hinter dem Etikett *Effizienz* verbirgt sich das, was laienhaft häufig als „Bequemlichkeit“ oder „Schludrigkeit“ etikettiert wird. Womit man aber der Sache nicht gerecht wird. Wenn Sprecher sich Aufwand ersparen und damit dasselbe erreichen, dann ist das eher ein Zeichen von Klugheit als von Schludrigkeit. So sagen wir im heutigen Deutsch *mit dem Freund* statt *mit dem Freunde*. Die Endung hat sich im Laufe der Jahrhunderte so sehr abgeschwächt, dass wir sie heute meistens ganz weglassen. Sie hat keine Funktion mehr. Die funktionelle Last trägt nicht die Endung, sondern die Präposition: *mit*. Gelegentlich

finden wir noch das Nebeneinander beider Formen, zum Beispiel wenn man (im übertragenden Sinne) sagt, jemand sei *auf dem Wege der Besserung*, aber (im wörtlichen Sinne), jemand sei *auf dem Weg nach Baden-Baden*. Es wäre aber nicht überraschend, wenn die Endung von *Wege* auf die Dauer ganz verschwindet.

Den gegenteiligen Effekt hat die *Emphase*, das Bedürfnis, etwas hervorzuheben. Das hat zum Beispiel zu tautologischen Ausdrücken wie *nie und nimmer* oder *null und nichtig* geführt und zu Wörtern wie *mucksmäuschenstill*, *blitzgescheit*, *erzkonservativ*, *Bombenerfolg* oder *Riesendummheit*, aber auch zu Strukturen wie *Ich würde das unterstützen wollen* oder *Ich habe dir das doch gesagt gehabt*, in denen ein Element streng genommen „unnötig“ ist, aber nur, wenn man das Bedürfnis zur Emphase ausklammert.

Beide Prozesse kann man gut an der Verneinung im Französischen veranschaulichen. Im Standard des heutigen Französisch gilt die doppelte Verneinung: *Je ne sais pas – Ich weiß es nicht*. Sowohl *ne* als auch *pas* drücken die Verneinung aus. Das war nicht immer so. Vereinfacht gesagt, war die lateinische Verneinungspartikel *non* im Französischen zu *ne* abgeschwächt worden. Die war so schwach, dass sie von vielen Sprechern als unzureichend empfunden wurde, denn sie hatte ja eine schwere kommunikative Last zu tragen – ob jemand kommt oder nicht kommt, gewonnen hat oder nicht, ist kommunikativ von Bedeutung. Also wurde *pas*, zunächst aus dem Bedürfnis nach Emphase, hinzugefügt. Immer mehr Sprecher benutzten es. Und schließlich wurde es zur Norm. Jetzt konnte *ne* nicht mehr alleine stehen. Die doppelte Verneinung mit *ne ... pas* wurde zum Standard. Im heutigen Französisch ist jedoch die Tendenz weit verbreitet, die Verneinung nur noch mit *pas* zu bestreiten, *ne* wird als unnötig empfunden und entfällt: *Je sais pas*. Das ist zwar noch Trampelpfad, also noch nicht in der französischen Standardsprache angekommen, aber das könnte sich auf lange Sicht ändern.

Ganz ähnlich ist es dem Deutschen ergangen. Bei uns wurde die Verneinungspartikel *ni* durch den *Wicht* verstärkt, woraus *nicht* wurde. Heute wiederum schwächen wir oft *nicht* zu *nich* ab: *Ich hab dich nich gesehen*. Sowohl die französischen als auch die deutschen Sprecher haben also zunächst die Verneinung, in ihrem Bedürfnis nach Effizienz, abgeschwächt, und zwar so weit, dass sie sie mit einem Zusatz verstärkt haben, nur, um sie jetzt wieder abzuschwächen.

Das Fazit: Die Veränderungen, denen die deutsche Sprache gegenwärtig unterliegt, sind weder so radikal noch so verwerflich, wie häufig behauptet oder befürchtet wird, sondern gehorchen Gesetzmäßigkeiten, die dem Sprachwandel an sich zu eigen sind. Es spricht einiges dafür, dass das Deutsche keine tiefgreifenden Veränderungen erfahren und dass für die Sprecher in 200 Jahren unser Deutsch etwa so sein wird wie für uns das Deutsch der Bach-Zeit: voller Eigentümlichkeiten, aber gut zu verstehen. Und ohne Zweifel als Deutsch zu erkennen.

Um gegenwärtige sprachliche Prozesse zu erkennen, ohne von ihnen geblendet zu werden, tut man gut daran, Hans Magnus Enzensbergers Devise zu befolgen: „Wer das Licht sehen will, wie es ist, muss zurückweichen in den Schatten.“
